Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Vier indische Skizzen
Autor: Ludwig, Helene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575248

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und stößt ihn vorwärts. O, diese Kammer ist ein Gesundheitsstüblein bester Sorte! Hier wird Regina mit Klärli schlafen. Pauline kann bei Mimeli und Arnoldli bei Ernst schlafen. Ah, wie schön, wie reich wird jetzt mein Leben! Welch' eine Familie gibt das untereinander! Mein Glück steht leibhaftig vor der Türe...

Fliegenmännchen, Fliegenweibchen! Diesmal hat das Weibchen den Anfang gemacht. Es fliegt zu mir, wenn auch zaghaft. Nun soll es auch an mir nicht fehlen. Glänzen kann ich nicht. Aber gut sein kann ich und herzlich sein und... sicher auch herzhaft sein!

(Schluß folgt).

Vier indische Skizzen.

Aus dem Englischen, von Helene Ludwig, Bern.

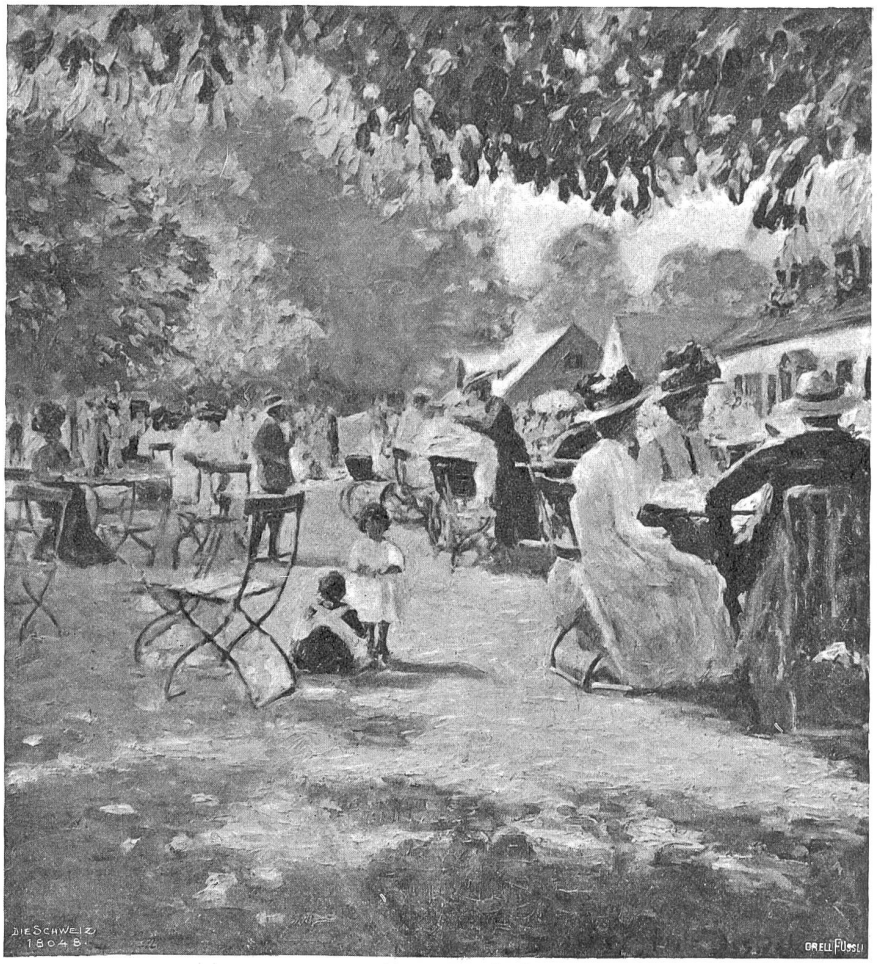
2. Die Dasara.

Gemächlich schlendert der Zug in die kleine Station, unbesorgt darüber, daß er schon anderthalb Stunden Verspätung hat und noch weit von seinem Endziel entfernt ist. Die Sonne scheint heiß auf eine malerische Gruppe von Eingeborenen jeden Standes und jeder Art. Solch ein wunderliches Gemisch von Farbe, Kleidern und Haartrachten! Eine plötzliche Bewegung durchfährt sie, als der Zug anhält, und sie versuchen, in die Wagen zu steigen, die schon zum Ueberfließen angefüllt sind. Männer, Frauen und Kinder sind wie Sardinen zusammengedrängt, einige am Boden, andere auf den Sitzen kauernd. Alle lächeln und sind guter Dinge. Es ist drückend heiß, und eine Reihe von braunen Beinen und Füßen hängt aus den Fenstern, um Abkühlung zu finden. In einem Wagen, mit „Europäer" bezeichnet, ist eine ganze Anzahl lachender brauner Gesichter mit glänzenden Zähnen zu sehen; mit Befriedigung betrachten sie ihre weniger glücklichen Brüder, denen es nicht möglich ist, einen Sitz zu erlangen.

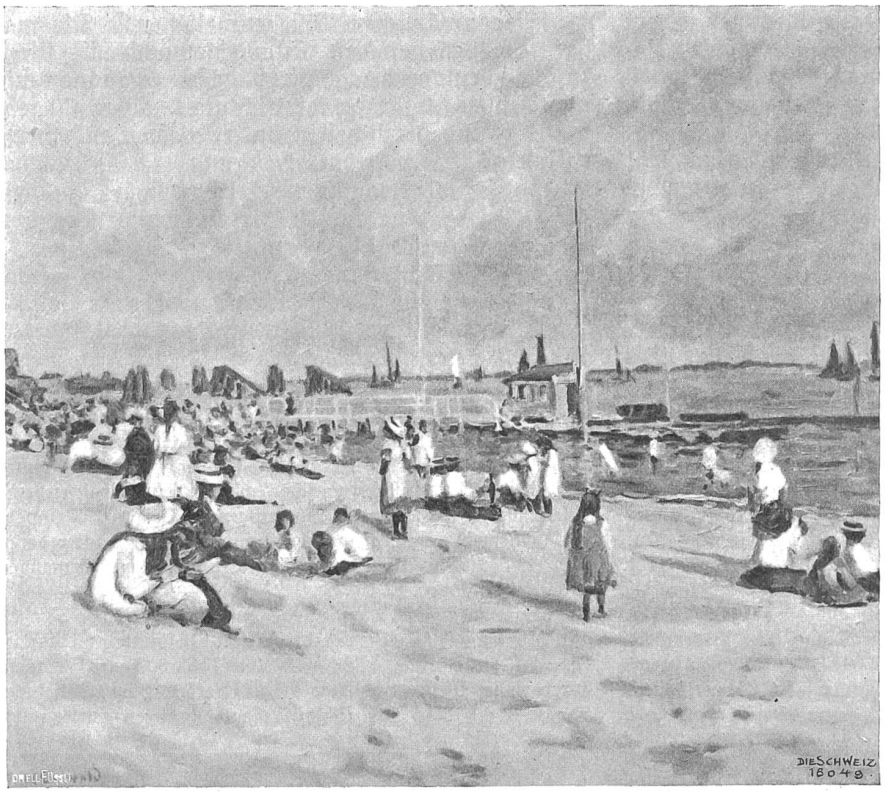
Der Zug ist gefüllt, das ist schlimm; aber Zeit hat keine Bedeutung: ein anderer Zug wird heute einmal kommen oder morgen. Was kommt darauf an? So kauern sich denn diese, die keinen Platz finden, zufrieden wieder auf ihre Fersen und warten unbeweglich mit einer Geduld, die nie müde wird. Verschiedene Nahrungsmittel werden herumgebracht, besondere Gerichte für Brahmanen, Hindus und Mohamedaner. Kokosnüsse sind sehr beliebt; braune Arme werden zu den verschiedenen Abteilungen herausgestreckt, um sie dem Manne abzunehmen, der sie zuerst mit einem mörderisch aussehenden Messer zerhaut, daß die Milch sogleich getrunken werden kann. Endlich hat der Führer, auch ein Eingeborener, seine lange Unterhaltung mit einem Freund beendet, und der Zug fährt langsam weiter durch dichten Dschungel, an steinigen Anhöhen und smaragdgrünen Reisfeldern vorbei, Mysore zu.

Alles bewegt sich gegen diese Stadt, wo die Dasara oder „Durga Pudscha" gefeiert wird, welche die Leute von fern und nah heranzieht. Die staubigen Straßen und die Pfade durch die Dschungel sind mit langen Zügen von Fußgängern besetzt, die all ihr irdisches Hab und Gut auf den Köpfen tragen. Ochsenkarren mit Scheibenrädern aus massivem Holz führen ganze Familien nach Mysore, vorüber an Dattelpalmhainen und riesenblättrigen Bananen, an seltsamen Dörfern, Tempeln und heiligen Teichen, an großen Banyanbäumen, unter deren verbreiteten Wurzeln und Aesten Truppen von lärmenden Affen sich ergötzen.

Schon hat sich die Menge angesammelt, und in den Straßen und offenen Plätzen der Stadt herrscht ein buntes Gedränge. Flaggen wehen von allen Gebäuden, Tam-Tams schlagen, wunderliche Weisen indischer Musik werden dem Ohr zugetragen, und Züge von Elefanten und Kamelen winden sich



Fritz Ozwald, Zürich-München. Wirtsgarten (1909).



Fritz Ohwald, Zürich-München. **An der Elbe.**

durch die Menge. Ueber die bunte Szene wölbt sich ein wolkenloser blauer Himmel, und die Tropensonne scheint auf ein prächtiges Gemälde farbiger Bewegung.

Mysore ist „en fête", und jeden Tag wird von dem Maharadscha, der während dieser Zeit als ein Gott gilt, „Pudscha" dargebracht. Er muß wie ein Gefangener in seinem Palast bleiben und darf sich nicht einmal rasieren; denn sollte er während der Dasara die kleinste Schramme erhalten, so könnten böse Geister in ihn dringen.

In frühern Zeiten, sobald die Regenzeit vorüber war, zog der Maharadscha mit seinen Truppen in den Krieg. Der zum Auszug gewählte Tag war besonders günstig; denn es ist der Jahrestag von Ramas erfolgreicher Expedition, seine Gemahlin Sita, das Ideal indischer Weiblichkeit, von dem Ungetüm Rawana zu befreien, der sie von ihrem Meister gestohlen hatte. Auch hat an diesem Tage die Göttin Durga, Gemahlin des gefürchteten Gottes Shira, einen Drachen erschlagen, weshalb die Dasara auch „Durga Pudscha" genannt wird und bei welcher Gelegenheit die Göttin Durga oder Kali verehrt wird.

Nun, bevor ein Feldzug unternommen wird, ist es nötig, alle Mächte und die guten und bösen Geister zu versöhnen; denn es könnte Unglück bringen, wäre eines von ihnen beleidigt. Während der Dasara, die zehn Tage dauert, bringt man deshalb den Hausgötzen und allem, was zum Unterhalt des Lebens dient, „Pudscha" oder Gebet dar. Pferde, Ochsen, Kühe, Elefanten, Bücher, Werkzeuge, Federn und Tintenfläschchen — alles wird angebetet und gesegnet. Der arme Chaprase*) verehrt bei dieser Gelegenheit einen Regierungsbriefkasten und opfert ihm Reis und Blumen. Automobile werden auch angebetet — enthalten sie nicht eine geheimnisvolle Macht und ist nicht jedes unbelebte Ding, das den Menschen hilft, ihr Leben zu verdienen, eine Kraft, die man achten muß? Die letzten und wichtigsten Gegenstände, die zu verehren sind, sind die Kriegswaffen. Jeden Morgen werden sie in einem goldenen Palankin, getragen von Elefanten im Durbarschmuck, in einem Umzug durch die Stadt geführt. Die Segnung der Waffen ist eine wichtige Zeremonie, wobei Menschenblut fließen muß zur Versöhnung der Götter. In frühern Zeiten wurde ein Menschenopfer dargebracht. Jetzt gibt es nur noch Ringkämpfe außerhalb des Palastes; aber an den Händen der Ringer sind eiserne Krallen befestigt, und wenn etwas Blut geflossen ist, so sind die Götter zufrieden, und der Maharadscha, der in vollem Staat dem Kampfe zuschaut, belohnt die Streiter.

Bevor der Maharadscha seinen goldenen Thron besteigt, auf dem er als Gott angebetet wird, verrichtet er „Pudscha" davor, ist er doch das Symbol der Autorität. Es ist ein geheiligter Thron, und die Legende erzählt, daß er den Pandus gehörte, den fünf berühmten Brüdern der „Mahabharata". Er wurde von einem heiligen Mann aufgefunden, und der Kaiser Aurangzeb verschenkte ihn an Chika Deva. Die britischen Truppen entdeckten ihn unter altem Grümpel bei der Einnahme von Seringatapam. Ursprünglich aus Feigenholz gemacht und mit Elfenbein eingelegt, wurde er später mit Gold und Silber überzogen und mit Figuren aus der Hindu-Mythologie verziert. Eine silberne Treppe führt zu diesem Thron, der von einem goldenen Schirm überragt wird, auf dessen Spitze sich der Kopf eines großen goldenen Vogels befindet mit riesigen grünen Augen aus Smaragden, die düster leuchten. Der Thron steht auf einem golddurchwirkten Teppich auf drei Stufen erhoben, die mit karminrotem Tuch bedeckt sind. Er ist mit Blumen bekränzt, und die Blütenblätter fallen auf die roten Stufen, von denen lange Perlgehänge sich wiegen.

Auf diesem wunderbaren Throne, in der Mitte der großen „Dasara"-Halle seines Palastes, sitzt der Maharadscha auf orientalische Weise — ein Gott in Goldstoffe gekleidet und von Juwelen glänzend. Ein goldenes Zepter ist zu seiner Rechten, und die große Diamantagraffe auf seinem Turban leuchtet und funkelt. Er ist unbeweglich — die Gestalt eines orientalischen Potentaten, Eindruck machend durch die außergewöhnliche ruhige Würde. Jenseits der Säulen, außerhalb der großen Halle, ist die purpurne Nacht durch Illumination erhellt. Die Pracht im Innern ist blendend; hinter dem Maharadscha steht die Leibgarde und stehen seine Minister in glänzenden Gewändern, und in der Halle herum befindet sich ein großes Gefolge. Musik ertönt, und in dem trüben Licht vollführen die Truppen militärische Spiele. Auf den Gallerien schwanken leise die massiven Golddraperien, wenn sich die „Purdah"-Frauen*) dahinter bewegen. Durch Schlitze, die an einigen Stellen hineingemacht worden sind, kann man hie und da den Schimmer von dunkeln Augen oder manchmal eine mit Edelsteinen geschmückte Hand wahrnehmen. Das Murmeln der großen Menge, die sich wie eine unruhige See um den Palast herumzieht, hebt

*) Wird Tschaprassi ausgesprochen, bedeutet Hauswächter.

*) Verheiratete Frauen der höhern Kasten, die ihr ganzes Leben von der Außenwelt abgeschlossen sind, hinter Vorhängen (purdah = Vorhang) gehalten werden.

und senkt sich in der von Wohlgerüchen durchzogenen Luft. Feuerwerk fährt hinaus in die Nacht und das wehklagende Loblied für den Maharadscha ertönt fortwährend: „Maharadsch, ki dschai, Maharadsch!“ Dazu erheben die „Chobdars“ ihre goldenen Stäbe und senken sie langsam wieder, während der Ruf verhallt. Es ist eine „Tausend und eine Nacht-Szene“ von blendender Pracht. Europäer gehen an der glänzenden Erscheinung auf dem goldenen Thron vorbei, sich tief verbeugend. Langsam und ernst grüßt die Gestalt, und wenn sie von der hellen Szene in die Nacht hinaustreten, erhält jede Dame einen Blumenstrauß.

Die langen Tage der „Pudscha“ sind vorüber, jede Macht ist versöhnt worden, und die Truppen ziehen aus zum Krieg.

Unter der strahlenden Sonne glüht Mysore von einer Menschenmenge in weißen Kleidern und vielfarbigen Turbanen, einer gemischten, lebenden Masse, die aussieht, als ob die verschieden schattierten Blütenblätter von gigantischen Blumen dicht über das Land gestreut und von der Brise bewegt würden. Aus dem Gedränge erhebt sich das Summen von Stimmen, vermengt mit Musikweisen und entferntem Trommelschlag. Durch die buntscheckige Menge windet sich der Umzug auf seinem Wege zum Palast. Die Tiere sind alle im Durbar-Kostüme mit heitern Farben drapiert, und das Sonnenlicht spielt auf ihren goldenen Tüchern. Die Truppen der Eingeborenen mit seltsamen, altmodischen Gewehren ziehen in guter Ordnung vorüber, gefolgt von Elefanten, „Nautsch“-Mädchen (Tänzerinnen) und verschiedenen hohen Beamten in Staatswagen. Mit ängstlicher Sorgfalt führen Wärter das heilige Pferd und die noch heiligere Kuh, beide sehr alt und prächtig ausstaffiert. Der junge Yuvaradsch, in Goldstoffe gekleidet und ein schwarzes Pferd reitend, während ein goldener Sonnenschirm über ihn gehalten wird, folgt dem Maharadscha.

Zurückgelehnt in eine goldene „Haudah“, getragen hoch oben über der Menge von einem riesigen, sorgfältig bemalten und mit Zierrat behangenen, heiligen Elefanten, kommt der höchste indische Würdenträger majestätisch heran, eine einsame, glitzernde goldene Gestalt. Ein Murmeln grüßt ihn; die Menge beugt sich vor dem unbeweglichen Symbol der Autorität, das weder rechts noch links schaut.

Der Zug schlängelt sich hinaus auf das Land, wohin die Schatten der Nacht fallen. Er hält. Lampen werden angezündet, um den großen offenen Raum zu erleuchten, wo die Fackellichtparade abgehalten wird. Von seinem schwarzen Schlachtroß aus sieht der Maharadscha seine Truppen vorüberziehen. In dem trüben Licht bewegen sich geisterhaft aussehende, dunkle Massen von Menschen und Pferden zu den Weisen der englischen Militärmusik...

Die Schlacht ist vorüber, und die Truppen ziehen siegreich in ihre Hauptstadt zurück. Die Nacht ist dunkel; aber die illuminierten Gebäude funkeln, und die erwartungsvolle Menge rührt sich und murmelt im Schatten. Die Töne der Musikbanden und die Tam-tam verkünden die Rückkunft des Umzuges; die flammenden Fackeln erfüllen die Luft mit einem beißenden Geruch und lassen Gestalten von Menschen und Tieren reliefartig hervortreten und die goldenen Draperien schimmern. Ein Lichtschimmer verrät die Ankunft des würdevollen Elefanten, der über alles emporragt. Ein lautes Hochrufen durchklingt die Luft, „Maharadscha ki dschai“, und ein Schauer von duftenden Blüten regnet auf die einsame, von unschätzbaren Juwelen strahlende Gestalt hernieder. Der Umzug zieht vorbei, sich wie eine flammende Schlange durch die dunkle Masse der schwellenden düstern Menge dem erleuchteten Palast zuwindend. Die Nacht scheint dunkler zu werden, wie die Feuerschlange in der Ferne entschwindet. Die Menge schließt sich hinter ihr; nach und nach verblaßt die Illumination, und Dunkel senkt sich über die lebende Masse.

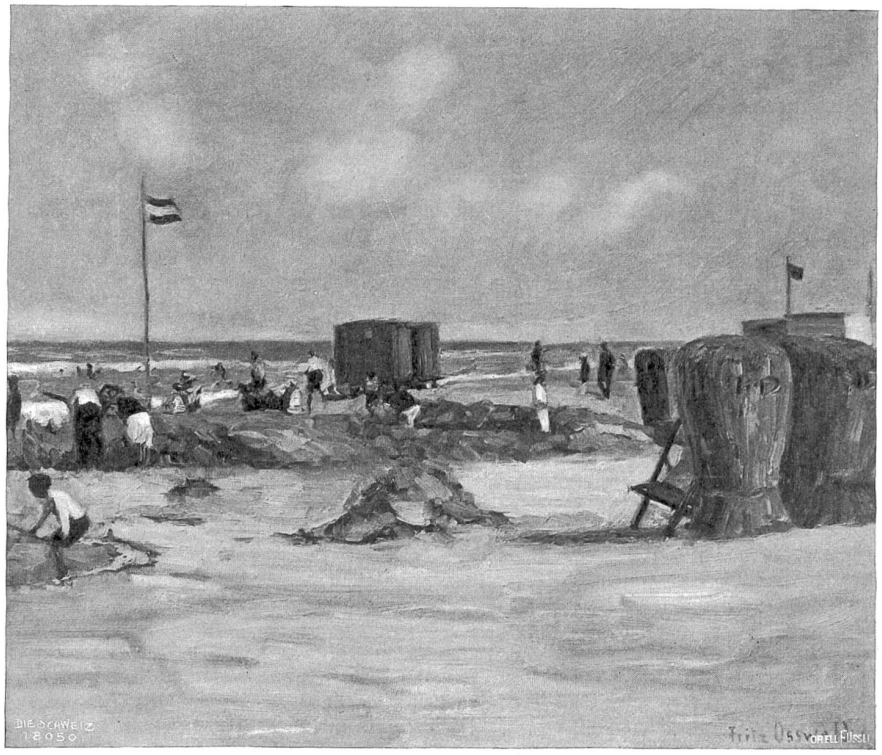
Die Dasara ist beendet, und das Leben nimmt wieder seinen gewöhnlichen Lauf; die Leute kehren zu ihren entfernten Dörfern zurück; der Maharadscha wird wieder menschlich und erscheint am nächsten Tag in europäischer Kleidung an den Pferderennen...

3. Eine Traumstadt.

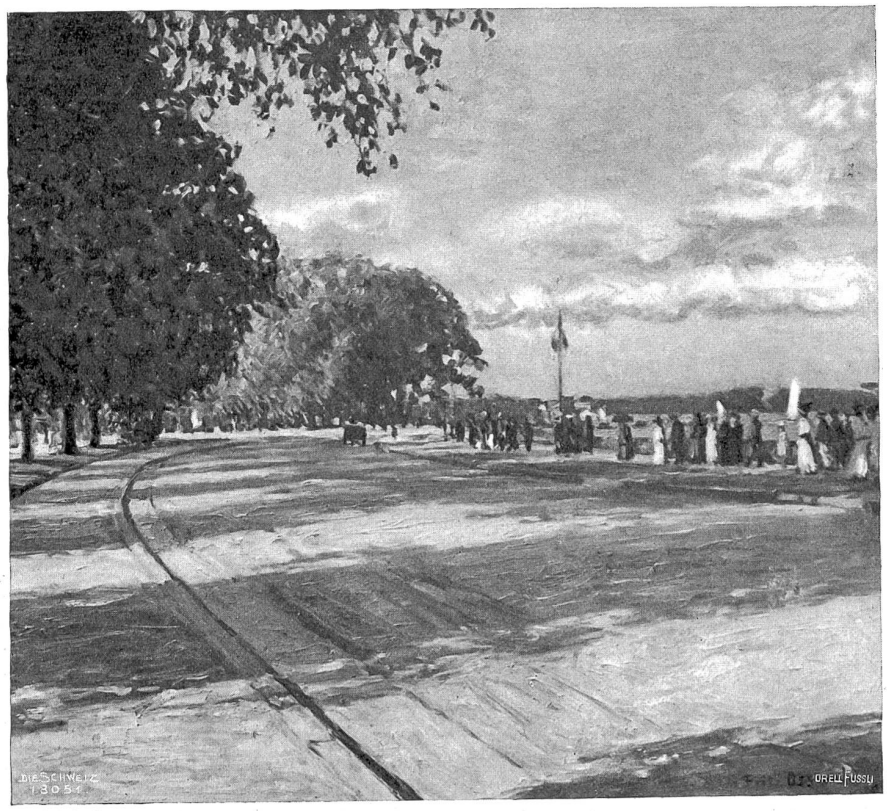
Die warme Luft ist erfüllt von Blau und Gold — Gold von der indischen Sonne, Blau von dem indischen Himmel. Man hört kein Geräusch als das schläfrige Plätschern der Ruder und das Murmeln eines schlafenden Sees.

Ein Mädchen in tiefrotem „Sari“ kauert unbeweglich in einem Boot. Durch die halbgeschlossenen, mit Kohle geschwärzten Augenlider sickert das blau und goldene Licht, und in seinen Träumen schaut es eine erstaunliche weiße Wolkenmasse in einem unergründlichen blauen Himmel. Große Dunstschichten sind übereinander getürmt und bilden ein Traumland von Domen, Türmen, Terrassen und Zinnen, in denen weiche Schatten sich bergen. Schläfrig bestaunt es die Wolkenstadt seiner Phantasie und den blauen Aether, der ein leuchtendes fließendes Gewässer zu sein scheint, bis alles feste Gestalt annimmt. Formlose Wolkenmassen verwandeln sich in einen wunderbaren Palast, und der Himmel kristallisiert sich zu einem gläsernen See, dessen Wellen seine Mauern bespülen.

Plötzlich öffnet das Mädchen ob all dem Licht seine großen Augen, und aus der unfühlbaren Dunststadt taucht eine wirk-



Fritz Oßwald, Zürich-München. **Noordwijk.**



Fritz Oßwald, Zürich-München. Alsterufer.

liche Stadt empor — eine Stadt von blendendem Weiß, die sich aus dem ruhigen blauen Wasser eines Sees erhebt, der von entfernten Hügeln umrahmt ist.

Das Boot bewegt sich langsam an Inseln vorbei, wo Tempel und weiße Marmorterrassen mit Pavillons sich zwischen Palmen und in der reichen tropischen Vegetation einnisten und sich im See wiederspiegeln. Jenseits erhebt sich die Stadt mit ihren alten Befestigungen in malerischem weißem Chaos aus dem blauen Wasser. Bei den Tempelstufen baden Frauen und waschen ihre hellfarbigen Kleidungsstücke. Der See kräuselt sich gegen einen Vatikan des Ostens — den großen Palast des Maharana — mit prächtigen, schattigen grünen Gärten und majestätischen Umrissen, die sich in scharfen Konturen vom wolkenlosen Himmel abheben.

In einem massiven Block des Palastes, wo die Mauern nur selten von winzigen Fensterlücken unterbrochen sind, ist die Zenana, wo die Frauen so streng abgeschlossen sind, daß sie „purdah" sogar gegen ihr eigenes Geschlecht aufrechterhalten und noch nie von einer Europäerin gesehen worden sind. Ihr Blut ist das blaueste in Indien; sie behaupten, zu den ältesten Familien der Welt zu gehören; denn die Maharanas von Udaipur stammen vom Sonnenreich und sind die stolzen direkten Nachkommen der Sonne. Durch die schmalen Fenster schauen die Frauen, von der äußern Welt abgeschlossen, auf den feenhaften See, wo die königlichen Barken festgebunden liegen, auf das grüne Eiland, wo die zarte weiße Struktur des Sommerpalastes des Maharana zum Teil zwischen der reichen Vegetation verborgen ist, zu den fernen Ufern, wo wilde Pfauen sich frei herumtreiben, und hinüber zu den Hügeln, die den See einrahmen. Lehnen sie sich auf gegen ihre Gefangenschaft in dem schönen Palast? Sind sie es zufrieden, in einem zauberhaften Land zu wohnen, fern von der äußern Welt, von wo sie nur ein schwaches Echo erreicht? Wer weiß? Ihre Stimmen klingen nicht über die Zenanamauern hinaus. Sie sind für ewig im Märchenland eingeschlossen. Die weißen Höfe, in denen die Springbrunnen spielen, die Terrassen, die mit ihrem spitzenartigen Gitterwerk über den See schauen, das kühle Grün des hinter hohen Mauern verborgenen Gartens bilden ihre Welt.

In Mondnächten, wenn der See eine schimmernde Silberfläche bildet und die schlafende Stadt und der Palast mit einem weichen geheimnisvollen Glanz durch den Schleier der violetten orientalischen Nacht leuchten, segelt der Maharana zu einer der kleinen Inseln, wo er, an eine Marmorstufe gelehnt, seinen Blick über eines der schönsten Bilder der Erde schweifen läßt, oder er verträumt die Nacht in einem den mondbeschienenen See überschauenden Pavillon; aber ein ewiger Schatten trübt die Farbe seiner Träume, und die Harmonie der Nacht ist durch eine nie endende Dissonanz gebrochen. In diesem Palast liegt sein einziger Sohn gelähmt darnieder. Derbe Jünglinge bewegen sich hierhin und dorthin, und er allein, der letzte der edelsten Familie in Indien, ist unbeweglich: nur von fern kann er das ihn umgebende Leben betrachten, das einst bis zum kleinsten Teil in seine Verwahrung wird gegeben werden.

In der Stadt scheint die Sonne auf ein malerisches Wirrwarr von gelben Häusern und engen gebogenen Straßen, wo Elefanten und Kamele ihren würdevollen Weg gehen. Gruppen von jungen Mädchen, geformt wie vollkommene Bronzestatuen, gekleidet in rote Saris und mit ehernen Krügen auf den Köpfen, schwatzen an den Brunnen oder heben sich aus den dunkeln Türrahmen hervor. Verschleierte Frauen eilen unbelästigt durch krumme Gäßchen und zwischen all den grellgekleideten Fußgängern hindurch. Hunde, Ochsen, Ziegen, Esel und verlaufene Kamele wandern frei herum, vorbei an Tempeln mit zierlichem Schnitzwerk und Altären mit scheußlichen, rot angestrichenen Götzenbildern. Fakire, deren Gesichter und nackte Leiber mit Asche beschmiert sind, kauern im Dunkel, die Bettlerschüsseln in den Händen und ihre Augen getrübt durch die Schatten des Fanatismus — oder Opium. Eine alte Frau sitzt unbeweglich in der Mitte der Straße, den Kopf einer ruhenden Kuh im Schoß. Die Luft ist von dem „Geruch des Ostens" erfüllt, ein Gemisch von Ghee (flüssige Butter) und Weihrauch, und Fliegen surren auf den seltsamen Waren aller Arten herum, die am Boden ausgebreitet liegen.

In dieser faszinierenden Stadt des Ostens, einer Zitadelle alter Vorurteile und Orthodoxie, seit Hunderten von Jahren unverändert, besteht alles aus Farbe und Sonnenschein. Die Sonne geht unter über einem Bilde von bezaubernder Lieblichkeit. Das Gold des Himmels strahlt von den Palastmauern zurück, und die stillen Wasser des Sees werden rosafarben. Langsam senkt sich ein weiches, unbeschreibliches, purpurnes Dunkel über das Ganze. Die Schatten der Stadt werden violett, und das Grün der Bäume leuchtet. Nach und nach werden die violetten Färbungen zarter, und jetzt ist es eine Opalstadt der weichsten Farben, die sich von einem lebhaften Opalhimmel abhebt. Da gibt es kein Geräusch als das schwache Plätschern der Ruder, und die weichgefärbte Zauberstadt spiegelt sich mit

überraschender Klarheit in den ruhigen Wassern des Sees. Vögel umkreisen den Palast und lassen sich in Reihen auf den hohen Mauern nieder, diese schwarz einfassend.

Das Mädchen im roten Sari schließt zur Hälfte seine langbewimperten Augenlider, die so voll von farbigen Träumen sind. Wie sie staunt, scheint alles ätherisch zu werden und ist von einem Licht erhellt, das von innen zu kommen scheint. Dome, Türme und Terrassen verschmelzen langsam zu einem vom Sonnenuntergang gemalten Wolkenland. Der durch die Schatten der kommenden Dämmerung verschleierte See verwandelt sich noch einmal in eine geheimnisvolle ätherische Fläche, und die Stadt, die noch immer in übernatürlicher Lieblichkeit schimmert, scheint etwas Unantastbares zu sein, das zerbröckeln wird, sobald die Nacht hereinbricht... (Schluß folgt).

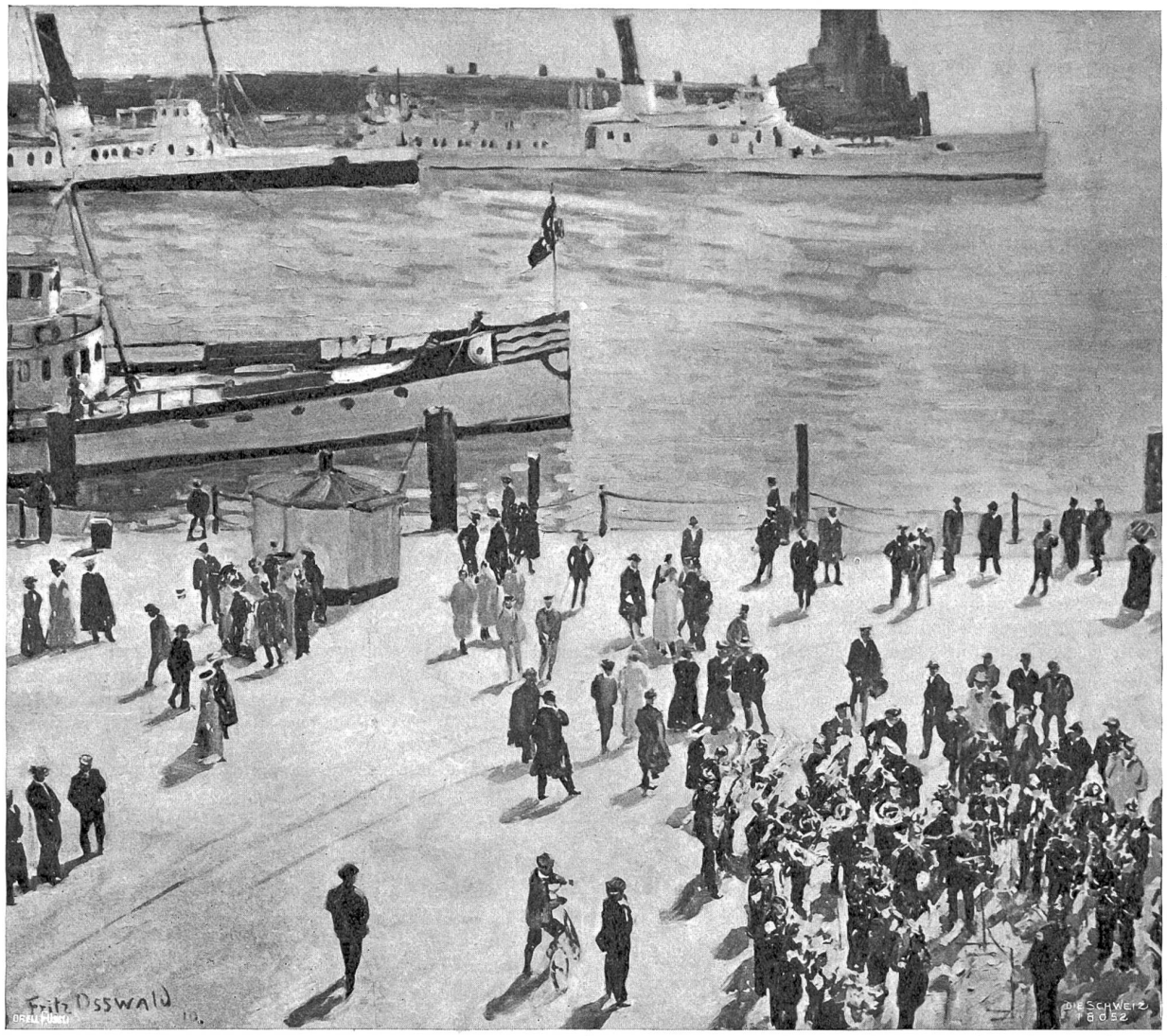
Füsilier Götz.

Nachdruck verboten.

Skizze von Max Pfister, Zürich.

Wir saßen am Kaminfeuer und tauschten Militärerinnerungen aus. Mein Freund erzählte:

„Es war in der Zeit, da ich als junger Leutnant meine Rekrutenschule zu machen hatte. Gar liebe Jungens waren in meinem Zuge, und besonders an einem hatte ich große Freude. Er war einer der Kleinsten und fiel mir schon bald auf, da keiner den Kopf so aufrecht trug, keiner so pflichteifrig und begeistert dreinschaute wie der kleine Götz. Er ging stets halb im Taktschritt und marschierte wie ein spanischer Gockel über den Kasernenhof. Als ich ihn einmal zu mir herrief, rannte er eilig herbei und riß wundervoll die Absätze zusammen. ‚Na, wo habt Ihr denn das stramme Wesen her?‘ ‚Ich war bei der Fremdenlegion, Herr Leutnant!‘ Ich fragte ihn über dies und jenes, und er hielt es für eine große Ehre. Sein dichter Schnurrbart machte ihn älter, als seine Kameraden schienen, und richtig war er auch schon dreißig Jahre alt, hatte Frau und zwei Buben, wie er leuchtend berichtete, und machte den Dienst aus reiner Begeisterung. Er war schon in der ganzen Welt herumgekommen und ließ sich einmal anwerben als holländischer Legionär. Aber er hielt es nicht lange aus, und nach einem Vierteljahr, als er nach Indien eingeschifft werden sollte, desertierte er in einer dunkeln Nacht. Nun, er hat recht gehabt; denn er war ein tüchtiger Soldat, den wir in der Schweiz wohl gebrauchen konnten. Er gab sich riesig Mühe,



Fritz Oßwald, Zürich-München.

Lindauer Hafen (1910).
Von der Eidg. Kunstkommission angekauft.